



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N^o 43.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von
Max von Weizsäcker.

(Fortsetzung.)

Der für das Fest in Monkland bestimmte Tag brach an; der Himmel war von wolkenloser Bläue, die Luft athmete den berauschenden Wohlgeruch der Blumen, es wehte eine linde, angenehme Brise, welche Emma's Wangen höher färbte als sie an das Fenster ihres Schlafgemaches trat und sinnend in's Weite blickte.

Sie war in vollständiger Gesellschafts-toilette, ihre Dienerin hatte sie soeben verlassen, um Adrienne behülflich zu sein, denn da diese stets viel mehr Zeit zum Ankleiden brauchte, hatte Emma viel früher Toilette gemacht, um der Schwester freies Spiel zu lassen. So einfach ihre Kleidung auch war, so ließ sich doch kaum Liebleres denken als der Gesamteindruck, welchen die Erscheinung des jungen Mädchens hervorrief; ein Kleid von hellgrauem Kaschmir, mit gleichfarbiger Seide gepuzt, umschloß ihre schlankte Gestalt; in den grauen Federn, welche den kleinen Hut zierten, nestelte eine einzige dunkle Rose, während eine zweite Rose die feine Spitzentrause am Halse schloß und den einzigen Schmuck ausmachte, den das junge Mädchen trug.

„Ich wollte, wir gingen nicht,“ sprach sie müde vor sich hin. „Was soll ich ihm sagen, wie das Rechte thun, in dem Bewußtsein, daß es ihm Schmerz bereiten muß! O Karl — Karl — weshalb bin ich jemals hieher zurückgekehrt, weshalb habe ich diesen Traum träumen müssen! Selbst wenn ich ihn nicht liebte, wie ich ihn liebe, hätte ich wagen dürfen, ihn in Schmach und Schande zu bringen! Nie, nie, niemals.“

Müde wandte sie sich hinweg vom Fenster und nach ihren Handschuhen greifend, ging sie langsam nach dem Wohnzimmer ihres Vaters, wo sie diesen mit ihrer einstigen Amme, einer bewährten Dienerin des Hauses, in angelegentliches Gespräch vertieft antraf.

Herr Woodwyl, dessen Züge noch Spuren einstiger Schönheit trugen, saß in einem bequemen Sorgenstuhl, während Melitta Dixon an seiner Seite emsig strickte. Sie erhob sich bei Emma's Eintritt und lächelte ihr freundlich zu, während die junge Dame sich niederbeugte, um einen Kuß auf die Stirne ihres Vaters zu hauchen.

„Sehe ich hübsch aus, Papa?“ fragte Emma sanft, an seiner Seite niederkniefend.

„Theure Emma, warum bist Du aber in so düstere Farben gekleidet, Deine Mutter hat allem Buntten stets den Vorzug gegeben!“

„Es ist jetzt nicht modern, lieber Papa,“ lächelte Emma; „welch' schönen Tag wir heute haben, nicht wahr?“

„Wohin geht ihr denn, Emma?“ Und die Züge des Vaters verloren die

momentane Erregtheit und versielen wieder in die frühere starre Ausdrucklosigkeit.

„Wir gehen nach Monkland, Papa!“

„Monkland!“ wiederholte er mit neu erwachendem Interesse. „Gascogne's Schloß, weshalb geht ihr dorthin? Er hat uns niemals besuchen wollen. Carlotta lud ihn erst vor wenigen Wochen zu einer Mittagstafel. Er ist erst ein Knabe und so reich, daß man ihn leicht hätte rupfen können! Er wollte nicht kommen, nicht wahr, Carlotta?“

Ungebuldig wandte er sich um, als harre er der Ant-

wort seiner Frau, und Emma erhob sich, leise in sich zusammenschauernd, aus ihrer knieenden Stellung.

„Ich bin es, Papa, Emma — Deine Tochter — Du bist zerstreut!“

„Ja — Emma! — ich weiß,“ wiederholte er träumerisch.

„Ein gutes kleines Mädchen und so hübsch, eine gute Tochter; — nun, ihr wird es gelingen, Karl Gascogne hierher zu bringen, dann aber wollen wir ihm fleißig Geld abgewinnen, so wahr ich Bernhard Woodwyl heiße, wenn er nur kommt! — Aber er wird es nicht wollen!“



Ein schönes Gesicht. In der Bildergalerie. (S. 506.)

Mit undeutlichem Gemurmel wandte er sich hinweg und das Mädchen legte die Hand auf Melitta's Schulter. „Sie sehen bleich aus, Fräulein Emma, ist Ihnen nicht wohl?“ forschte die Alte besorgt.

„Ganz wohl, Melly, Du weißt ja, daß ich stets bleich bin.“

„Herr von Gascogne wird glauben, daß Sie nicht glücklich sind und er wird sich darüber betrüben,“ sprach Melitta leise.

Emma seufzte.

„Glaubst Du, daß irgend Jemand wahrhaft glücklich sei, Melly?“

„Sie sollten es sein, Fräulein!“

„Weßhalb, Melly?“

„Weil Sie jung und schön sind, weil Sie sich der besten Gesundheit erfreuen, weil Sie klug sind, Bücher lesen, singen können und vor Allem, weil Sie die Liebe eines guten, braven Mannes erworben haben!“

„Weil ich keine Liebe erworben habe?“ wiederholte Emma bitter, „ist das eine Ursache, mir Glück zu wünschen?“

„Macht es Sie nicht glücklich, zu wissen, daß Herr von Gascogne Sie liebt?“

„Er hat mir's gar nicht gesagt, Melly!“

„Es bedarf in diesem Falle keiner Worte, Fräulein!“

„Ich will es aber nicht glauben, bevor ich es von seinen Lippen vernehme; Melly, ich würde Jahre meines Lebens dahingeben, um das Ungeschehen machen zu können, was ich selbst herbeigeführt, die Liebe zu verlieren, welche ich selbst erworben!“

Sie wandte sich ab und kehrte wieder zu ihrem Vater zurück, seine halb irren Fragen mit Geduld beantwortend, bis Adrienne eintrat, in einem violetten Seidenkleid gar vornehm aussehend.

„Es ist die höchste Zeit, daß wir uns auf den Weg machen,“ bemerkte sie heiter, „laß Dich ansehen, Emma! Du siehst reizend aus, mein Kind; welchen Mantel nimmst Du?“

„Meinen großen Paletot, mich friert!“

„Gut, der Pelztragen an demselben kleidet Dich vortrefflich; komm, laß uns nicht viel Zeit verlieren; willst Du die Pferde lenken, oder soll ich es?“

„Thu' Du es, Adrienne, mir ist es heute lästig,“ entgegnete Emma müde, und die beiden Damen bestiegen den vor dem Hause stehenden Korbwagen, das einzige Ueberbleibsel aus einstigen Tagen des Aufwandes. Adrienne ergriff die Zügel, der kleine Groom, ein in bessere Kleider gesteckter, ganz gewöhnlicher Landjunge, sprang rückwärts auf und fort ging es in munterem Galopp auf der breiten, bequemen Fahrstraße, in die schöne Landschaft hinaus.

Erst als sie in die Nähe von Montland kamen, schlug Adrienne ein langsames Tempo an, während ihre Augen wohlgefällig umherschweiften, mit Behagen den weiten Umfang des sorgsam gehaltenen Besitzthums ersessend.

Karl Gascogne selbst hatte seiner Gäste in der großen, duftigen Vorhalle, eine Ehre, die er nur wenigen Ausgewählten zu Theil werden ließ; sein Antlitz strahlte förmlich von Glückseligkeit. Adrienne antwortete heiter, fast vertraulich auf seinen Willkommensgruß, Emma reichte ihm die kleine, behandschulte Rechte, lächelte aber nur, ohne ein Wort der Entgegnung zu finden, als er ihr zuflüsterte: „Willkommen in Montland!“ der junge Mann aber gab ihre Hand nicht mehr frei, sondern geleitete die Damen, Emma am Arme führend, über das Treppenhaus hinauf nach einem Ankleidezimmer, in welchem eine Dienerin ihrer harrete, um ihnen behülflich zu sein, wenn sie sich ihrer äußeren Hüllen entledigten.

„Welch' herrliches altes Schloß,“ flüsterte Adrienne bedeutungsvoll, so daß Emma lebhaft erröthete.

Im Salon trafen sie Lady Adelheid Proffier, den Rektor und seine Schwester, nebst mehreren anderen Herren und Damen der Umgebung, welche den Woodwyls sämtlich fremd waren, obschon Adrienne sie vom Sehen kannte. Baron Heinrich Chaplin war ebenfalls zugegen, sowie sein Freund, General Stephenson, mit Tochter, einem dunkeläugigen, hübschen Mädchen, das bewundernd zu Emma hinüberblickte, offenbar angezogen durch deren seltene Schönheit.

Lady Adelheid empfing sie ebenso freundlich als liebenswürdig und Amy, die Schwester des Rektors, bot Emma die Hand, nicht ohne dabei mit etwas neidischen Augen das Mädchen zu betrachten, welches Karl Gascogne's Liebe errungen hatte, jene Liebe, um die Amy freudig ihr Leben hingegen haben würde.

Lady Adelheid zog dann Emma neben sich auf eine Causeuse und begann mit leiser, sympathischer Stimme zu dem jungen Mädchen zu plaudern; die affaire du coeur ihres Neffen interessirte sie nicht wenig, Emma hatte das leichtempfindliche Herz der guten Dame im Sturme erobert. Baron Heinrich ließ sich ebenfalls dem jungen Mädchen vorstellen, ja er gab sich offenbar Mühe, zu gefallen, und ihm wurde die Aufgabe zu Theil, Emma zur Tafel zu führen, wo ein ausserordentliches Gabelfrühstück der Gäste harrete; Karl, als Hausherr, mußte natürlich der ältesten Dame, Lady Carleton, den Arm bieten, während deren Gemahl Lady Adelheid führte.

Das Dejeuner war tadellos, die Pasteten, Hühner, Suppen und herrlichen Früchte ließen nichts zu wünschen übrig, während das alte, eichengefärbte Speisegemach mit den dunkelrothen Damastvorhängen außerordentlich malerisch ausah.

Adriennens Augen glänzten vor Wonne, bedachte sie die Möglichkeit, daß ihre Schwester als Dame des Hauses solcher Tafel präsidiren könne, daß die Brillanten der Gascognes, der reiche, kostbare Familienschmuck, an ihrem Hals und Armen funkeln könne.

Emma saß neben Baron Heinrich Chaplin und sprach ruhig und ernst mit ihm; sie war bleicher noch denn sonst und dem scharf beobachtenden Auge der Schwester entging es nicht, wie die schönen Augen zeitweise scheu hinüberstieften zu Karl Gascogne, der beiläufig ihr gegenüber am andern Ende der Tafel saß und mit Lady Carleton in eifriges Gespräch vertieft zu sein schien.

Nach dem Gabelfrühstück ging man in das Musikzimmer, wo Herr Rivers alte Weisen Sebastian Bach's auf der Orgel spielte.

Der junge Priester war ein tüchtiger Musiker und Heinrich Chaplin bemerkte, wie Emma Woodwyl's Züge einen unendlich weichen, wehmüthigen Ausdruck annahmen, während sie den Klängen des Instrumentes lauschte; sie war also doch nicht herzlos, sie vermochte warm zu empfinden; wenigstens die Musik mußte sie leidenschaftlich lieben, wenn auch sonst jede lebhaftere Neigung des menschlichen Herzens an ihrer anscheinenden Kälte abzurallen schien.

„Sie singen gewiß, mein Fräulein,“ sprach er, als endlich der Rektor sich erhoben hatte und mit Lebhaftigkeit sich in ein Gespräch über die alten Klassiker mit Emma einließ. „Karl sagte mir, wir würden das Vergnügen haben, Sie zu hören!“

„Und Sie werden mich nicht Lügen strafen,“ sprach Karl hinzutretend, während seine Stimme fast unwillkürlich einen weichen Klang annahm, als er mit dem jungen Mädchen sprach.

Sie erhob sich sofort und trat mit ihm an das Klavier. „Darf ich Sie begleiten?“ bat er, „was wollen Sie singen?“

„Wählen Sie für mich,“ entgegnete sie, und sie beugten sich zusammen über den Stof Musikalien, denselben durchblättern, wobei aber Karl's Augen mit zärtlicher Bewunderung weit mehr auf dem reizenden Profil seiner Nachbarin, denn auf den schwarzen Notenköpfen haften.

„Haben Sie: Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n?“ fragte Lady Adelheid von ihrem Armstuhl aus; „bitte, singen Sie dieses mein Lieblingslied.“

Das erforderliche Notenheft wurde nach einigem Suchen gefunden und Karl begann zu prälabiren; die Hand auf die Rückenlehne seines Stuhles stützend, stand Emma hoch aufgerichtet neben ihm und fiel mit ihrer klangvoll weichen Stimme ein:

Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n,
Wenn die Rosen nicht mehr blüh'n,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verflang,
Frage das Herz in bangem Schmerz:
Ob ich dich auch wiederseh'?

Scheiden, ach! Scheiden thut weh!

Wenn die Schwäne süßlich zieh'n,
Dorthin wo Citronen blüh'n,
Wenn das Abendroth verflucht,
Durch die grünen Wälder blinkt,
Frage das Herz in bangem Schmerz:
Ob ich dich auch wiederseh'?

Scheiden, ach! Scheiden thut weh!

Armes Herz, was klagst du,
C. auch du gehst einst zur Ruh',
Was auf Erden noch vergeb'n,
Gibt es wohl ein Wiederseh'n?
Frage das Herz in bangem Schmerz:
Glaub', daß ich dich wiederseh',
Thut auch heut das Scheiden weh!“

Bei den letzten Worten hatte ihre Stimme schon gewaltig gebebt und Karl wandte sich besorgt nach ihr um.

„Was ist Ihnen, fühlen Sie sich unwohl?“ fragte er besorgt, doch Emma lächelte und wandte sich entschuldigend an Lady Adelheid:

„Varden, ich kann aber dieses Lied niemals anstandslos zu Ende führen, es ist so entsetzlich traurig. Nein, ich bin nicht unwohl, Herr von Gascogne,“ fügte sie leiser hinzu, „nur etwas müde, unfähig, weiter zu singen!“

Er erhob sich, und ihr den Arm bietend, geleitete er sie sorgsam hinüber in die Bildergalerie unter dem Vorwande, ihr ein neu erworbenes Gemälde zu zeigen; die übrigen Gäste folgten theilweise, Andere blieben auch wieder in dem Musikzimmer zurück.

Adrienne gehörte zu den Letzteren, Baron Heinrich sprach angelegentlich mit ihr, denn er wollte Karl's muthmaßliche künftige Schwägerin gerne kennen lernen, ihre Gedanken aber folgten Emma und sie gab nur zerstreute Antworten. Würde Gascogne heute sprechen und war Emma im Stande, die Hand des Gebieters von Montland auszusprechen?

Arm in Arm schlenderten Emma und ihr Begleiter langsam durch die lange Reihe der Bildergalerie, bis sie endlich zu einem dunklen Vorhange kamen; Gascogne schob ihn zur Seite und es zeigte sich in einem alterthümlich tiefen Erker ein reizendes kleines Gelaß, mit schweren geschnittenen Möbeln, der Boden mit einem Fuchspelz bedeckt.

„Welch' reizendes, kleines Binkelchen,“ rief Emma entzückt, „wie allerliebste das arrangirt ist!“

„Wollen Sie hier ausrufen? Sie hätten heute gar nicht versuchen sollen zu singen, es ermüdete Sie zu sehr!“

Emma lächelte matt und ließ sich dann in einem der behaglichen Fauteuils nieder.

„Sie haben ein reizendes Heim, Herr von Gascogne,“ sprach sie nach einer Weile, „Sie sollten stolz sein auf Montland!“

„Das bin ich auch,“ entgegnete er lächelnd, „haben Sie aber auch jemals den Ausdruck gehört, Emma, der Mann bedarf Dreifaches um leben zu können: eine Ueberzeugung, eine Beschäftigung und ein Heim, das heißt etwas, was er lieben könne! Wenn diese Worte wahr sind, dann ist Montland kein Heim!“

Emma's schöne Züge hatten einen ernsten Ausdruck angenommen, aber sie entgegnete nichts.

„Im Heim muß der Mann eine liebende Gattin, hoffnungsvolle Kinder besitzen — ich aber habe kein Heim, Emma!“

Noch immer fand sie kein Wort der Entgegnung, doch ihre schlanken Finger zerzupften in nervöser Hast die Rose, welche in ihrem Gürtel saß.

Gascogne lächelte, dann ließ er sich an ihrer Seite nieder und legte seine kräftige Hand auf ihre schlanken Finger.

„Ich habe kein Heim, Emma,“ sprach er leise, „aber in Ihrer Nacht liegt es, mir Montland in ein solches umzugestalten, während ich — mein Leben hingeben möchte, um Sie glücklich zu sehen!“

Ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie sprechen, doch kein Laut drang über dieselben; die kleinen Hände waren eifrig kalt geworden, die schönen Augen blickten scheu.

„Willst Du die Meine werden, Emma?“ flüsterte er, sich tief zu ihr niederbeugend; „ich brauche nicht erst auszusprechen, wie innig ich Dich liebe, Du bist mir Alles in Allem gewesen seit dem Tage, an welchem ich Dich zuerst gesehen, und wenn ich auch angekämpft gegen meine Liebe, so wußte ich doch, daß dieser Kampf vergeblich sei. Zittere nicht, mein Liebling, ich wollte Dich nicht erschrecken!“

So sehr sie sich aber auch bemühte, ihre Fassung zu wahren, sie vermochte es nicht; Karl wartete geduldig, ihre Hände noch immer in den seinen haltend und sie mit liebevollen Blicken beobachtend.

„Ich fürchte, ich bin zu heftig gewesen; ich dachte, Du wüßtest es fast ebensogut als ich, Emma, wie theuer Du mir bist, es werde Dich gar nicht mehr überraschen, wenn ich endlich das entscheidende Wort spreche! Willst Du mir nicht antworten, mein Kind, — nur ein Wort, um mir die Qual der Ungewißheit zu nehmen?“

„Was soll ich sagen; Sie sind entsetzlich unklug, Herr von Gascogne, was nun, wenn ich Sie wirklich beim Wort genommen hätte?“

Erstaunt blickte er empor.

„Scherze nicht mit mir, Emma,“ sprach er ernst; „bedenke, daß das Glück meines Lebens in Deinen Händen ruht!“

„Sie reden doch nicht im Ernste?“ entgegnete sie, zu lächeln bemüht. „Sie dürfen es nicht; lassen Sie uns nicht weiter darüber sprechen, bitte schön; Sie ähnelten eben so sehr dem Bildnisse Ihres Ahnen, dort drüben an der gegenüberliegenden Wand, dem Bildnisse Herbert Gascogne's, daß Sie mich geradezu erschreckt haben!“

„Bin ich ihm wirklich so ähnlich?“ lächelte Karl. „Er hat eine traurige Gesichtszüge, mein Kind; man sagt, er liebte, er vertraute einem Weibe, Emma, so wie ich Dich liebe, Dir vertraue, sie aber habe ihn verrathen! Aber Liebchen, Du hast mir noch immer nicht geantwortet, mein Geschick nicht besiegelt; liebst Du mich so sehr, Emma, daß Du mein Weib werden willst?“

„Herr von Gascogne,“ erwiderte Emma, sich emporrichtend, „ich kann Sie nicht länger mißverstehen; aber haben Sie wohl auch überlegt, was Sie zu thun beabsichtigen? Haben Sie daran gedacht, was Ihre Freunde sagen werden, wenn Sie mich, die Tochter meiner Eltern, heirathen?“

„Sie werden sagen, daß ich zu den glücklichsten der Menschen gehöre!“

„Glücklich — nein,“ entgegnete Emma traurig. „Sie selbst gestehen zu, daß Sie angekämpft haben gegen Ihre Liebe, daß Sie versucht, dieselbe zu bemeistern. Weßhalb? Weil Sie einsahen, daß es unklug sei, weil — nein, unterbrechen Sie mich nicht — lassen Sie mich aussprechen, was mir auf der Seele haftet: weil Sie wußten daß Ihre Freunde, Ihre Verwandten, Alle, denen Sie nahe stehen, nicht wünschen können, daß Sie Emma Woodwyl heirathen!“

„Hat das wirklich den Anschein, Liebchen?“ forschte er, ihr zärtlich in die Augen blickend; „meine Tante, die einzige nahe Verwandte, welche ich besitze, liebt Dich fast nicht minder innig als ich selbst und —“

„Sie kennt mich nicht!“ unterbrach Emma ihn leidenschaftlich; „Karl,“ rief sie, die Hände auf seinen Arm legend, „um meiner selbst willen dringen Sie nicht weiter in mich! Glauben Sie,“ fügte sie bitter hinzu, „daß wenn ich einen Bruder hätte, ich wünschen würde, daß er ein Mädchen heirathe wie mich?“

„Emma!“

„Ach — Sie verstehen mich nicht, wie sollten Sie auch, Sie, der stets nur mit wohlherzogenen, sorgsam gehüteten Wesen in Kontakt gekommen ist! Bedenken Sie, was meine Kindheit, was meine Jugend gewesen ist! Bedenken Sie, welches Beispiel meine Mutter — sie ist todt, ich will ihr nicht weiter Uebles nachreden — mir gegeben! Glauben

Sie mir, ein Mädchen, das, wie ich, mit fünfzehn Jahren in die Welt hinausgestoßen, Roth und Entbehrung preisgegeben war wie ich — kann sich nicht zur Gattin eines edlen, hochgesinnten Mannes eignen!"

In mühsam beherrschter Aufregung hielt sie inne; ihre zarte Gestalt erbebt vor zurückgehaltenem Schluchzen.

(Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Skizzen.

Von

Dr. Max Lorching.

(Nachdruck verboten.)

Aberland weltstädtische Gewerbe.

Auf einer Sommerwanderung durch die Cortisills, jene reizende Gebirgslandschaft, die durch Washington Irving's Rip van Winkle in dessen Skizzenbuch berühmt geworden ist, hörte ich, als ich mich einem Dorfe näherte, die melodischen Töne einer Drehorgel, zu denen eine weibliche Stimme das ebenso schöne wie sinnreiche Lied sang: „Luch on education has my Mary Ann.“ Eine dicke Schaar umdrängte die herumziehende Musikantin, deren Vortragsweise auf einem mit zwei Reusfandländern bespannten Karren stand. Nachdem sie geendet, nahm sie eine Anzahl von Exemplaren des Liedes und verkaufte sie unter ihrem kunstfertigen Publikum, um den herrlichen Gesang „Whoa, Emma“ anzustimmen und auch diesen wieder unter dem bäuerlichen Auditorium abzuleiten. In der schönen Jahreszeit machen solche ambulante Musikantinnen und -Händlerinnen das Land, am erfolgreichsten den Besten, unsicher, namentlich an Plätzen, die fern liegen von Eisenbahnstationen und Postämtern und noch unbelebt sind von der Kultur.

Der Hauptzweig für den Verkauf dieser sogenannten „Penny Songs“, durch deren Verkauf viele Menschen ihren Lebensunterhalt verdienen, ist New-York. Einer der Großhändler, der sein Geschäft seit zwanzig Jahren betreibt, sagt, daß er allein mehr als tausend Zeitungshändler, „stationeries“, und Peddler oder Hausierer verlorge, Letztere bilden nicht weniger als achtzig Prozent seiner Abnehmer. Die Kunden im Kleinhandel sind meist junge Männer und Mädchen, die jene Lieder in den Variététheatern gehört haben; das starke Geschlecht hat ein Faible für komische Sachen, das zarte neigt zum Sentimentalen und Balladenartigen. Der Vorrath des Hausierers wechselt an Werth zwischen vier und zehn Dollars. Sein Profit ist bedeutend, denn er erhält einen Rabatt von vierzig Prozent und fordert an entlegenen Plätzen im Far West oft weit mehr, als der gewöhnliche Detailpreis beträgt. Manche Peddler wandern nur einige Monate und kehren dann zurück, um ihr Lager zu ergänzen, andere bleiben Jahre aus und finden es sehr einträglich, Girsussen, Menagerien und Variététruppen zu folgen. Diese stellen sich an den Märkten, Dampfzügen und Bahnstationen auf, jene ziehen mit ihren von der Schulter herabhängenden Kisten von Haus zu Haus, von Dorfschenke zu Dorfschenke.

Die Nachfrage nach Kriegsliedern ist sehr gering und steigt nur in den Zeiten aufgeregter politischer Campaigne. Man zählt jetzt ungefähr ecktaufend „Penny Songs“, von denen monatlich mehr als fünfzigtausend Exemplare abgehen, und schlägt einmal ein neues Lied durch, dann werden davon nicht weniger als zweitaufend Exemplare pro Woche verkauft. Wer könnte aber auch so wunderbaren lyrischen Leistungen widerstehen, wie „Mary Kelly's Beau“, der die Gebieterin seines Herzens in folgender anmutiger Strophe schildert:

„Little Mary Kelly,
A darling all in all,
Makes artificial flowers
On Broadway, close to Wall.“

Die meisten „Penny Songs“ stammen aus den Variététheatern, und wenn einer derselben ungewöhnlich gefallen hat, so wird mit dem Druck so lange gewartet, bis das Lied in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist, dann erst kommt es in die Öffentlichkeit und findet reichenden Absatz. Nicht wenige verdanken ihre Volksbühmlichkeit beliebten Sängern und Sängerinnen, andere wieder der politischen Situation, wie jetzt zum Beispiel, wo die alten irischen Rebellenlieder überall erklingen. Einer jener Volksdichter läßt seinen Helden die Welt im elegantesten Englisch reformieren:

„Streets would be all paved with bretzels,
Schweizer kase grow on der trees;
He'd make it a holiday always
And pebble should take of dere ease.
He'd giro every poor man his rights,
He'd make the rich folks shell out,
He'd make all dem fat beebles thin
And make all dem thin beebles stout.“

Da der geneigte Leser dieses Rauderworts kaum verstehen dürfte, so lasse ich hier die Uebersetzung in Prosa folgen. „Die Straßen würden alle mit Brezeln gepflastert sein und Schweizer Käse wachsen auf den Bäumen; er (nämlich der Reformator) würde nichts als Feiertage einsehen, so daß alle Leute nach ihrem Belieben leben könnten. Er gäbe jedem armen Mann seine Rechte und verkaufte die Reichen aus, er machte alle Fetten mager und alle Magern wohlbeleibt.“

Selbstverständlich sind die Melodien zu solchem Unfuss der Hauptgrund seiner Popularität. Es gibt jetzt sogar ein „One-Cent Song Journal“, welches in jeder Nummer etwa achtundzwanzig ausgewählte Lieder bringt. Beliebte Gesänge verbreiten sich mit Eisenbahngeschwindigkeit, ein solcher, der vor Kurzem in New-York veröffentlicht wurde, entzückte nach wenigen Tagen schon die rauhen Kanadier.

Jetzt, wo der ungewöhnlich strenge Winter nur widerwillig dem ersehnten Frühling — wenn man die paar Tage, die bei uns den Uebergang in den heißen Sommer bewerkstelligen, überhaupt zu nennen darf — zu weichen sich ansetzt, treten auch die Bettelkünstler ihre Wanderung an. Der italienische Orgeldreher ist aus dem Winterschlaf erwacht und hat seine Balgen mit neuen

Melodien gepackt, die Straßenmusikanten, meist germanischer Abstammung, erscheinen wieder, neulich trat sogar eine gut gekleidete Bande an in kleidamer preussischer Jägeruniform, nur mit breiten roten Galons, und ob wohl auch er wiederkehren wird. Der lyrische Tenor mit einer Stimme und Phrasierung, die unbedingt einem früheren Künstler von bedeutendem Ruf angehören muß, der vielleicht dereinst auf den ersten europäischen Hofbühnen brillierte? Jetzt freilich, wenn er nicht mittlerweile dem Glend und Trumt erlegen ist, singt er auf den Hinterhöfen des deutschen Quartiers und die Dienstmädchen und Kinder lachen gar andächtig, wenn er zu den Klängen seiner alten Guitare ihnen „In einem kühlen Grunde“ oder „Wenn ich zu meinem Kinde geh“ oder „Die Rosen blühen im Thale“ vorträgt, wofür sie ihn mit einem Lächeln und einem Cent beglücken. Und lebt er noch, der einbeinige Kommunist, der, nachdem er das französische Revier durchzungen, nach „Kleindeutschland“ überfiedelt, um mitten auf der Straße und ohne jegliche Begleitung die Marschälle in die freien Lüfte Amerikas zu schmettern? Er lebt wirklich, denn in diesem Augenblick höre ich sein altes „Formez les bataillons!“

Eine gewisse Verwandtschaft mit solchen Geschäftszweigen besitzt ein anderes Gewerbe. Drüben auf der Westseite der City wohnt in einem lauschigen Vorderzimmer eines respektablen Boarding- oder Kothhauses ein Mädchen von zwanzig und einigen Jahren mit ihrer jüngeren Schwester, einer Verkäuferin in einem Modeladen. Wovon die Aeltere sich ernährt, das ist eine Frage, die seit langer Zeit alle Hausgenossen beschäftigt, aber immer noch nicht gelöst ist. Eine sehr ruhige Natur, kleidet sie sich immer schlicht in Schwarz und ihr nach hinten zurückgestrichenes braunes Haar verräth nichts mehr von seiner lockigen Anlage. Die braunen Augen haben einen bescheidenen, fast schüchternen Ausdruck und in der Unterhaltung ist sie offen, freimüthig, doch ohne sich vorzudrängen. Sie verläßt das Haus gewöhnlich um zehn Uhr des Morgens und kehrt des Nachmittags um fünf zurück, die Abende verbringt sie regelmäßig auf ihrer Stube. Zuweilen geht sie tagelang nicht aus, höchstens ein wenig spazieren. Sie wohnt schon Jahre hier und ist so allgemein beliebt, daß Niemand, mag er auch noch so neugierig sein, es wagt, sich nach der Art ihres Erwerbs zu erkundigen, übrigens zweifelt man gar nicht daran, daß dieser ein redlicher und anständiger ist.

Im Grunde genommen ist sie weiter nichts als eine professionelle Bettlerin. Sie wirkt für eine barmherzige Anstalt, die auf den unbegrenzten Wohlthätigkeitsinn der Amerikaner rechnet und eine Liste führt, in welcher eine große Anzahl der New-Yorker Geschäftshäuser verzeichnet stehen. Das Institut fällt einer Firma oder einem Geschäftsmann niemals öfter lästig als einmal im Jahre, und sobald sie oder er subskribiert hat, wird der Name für die Zeit von zwölf Monaten von der Liste gestrichen. Man weiß überaus viel von den Verhältnissen und Eigenheiten dieser Wohlthäter und ist sehr vorsichtig in der Wahl der passenden Zeit für den Besuch. Zu einem Kohlenhändler beispielsweise kommt man erst in der zweiten Hälfte des Winters, zu einem Feuerwerkfabrikanten kurz vor dem ersten Juli, denn am vierien ist die Feier der Unabhängigkeitserklärung, bei welcher ungezählte Hunderttausende in die Luft geknallt werden. Man führt genau Buch darüber, ob Mr. Soundso eine flotte Saison gehabt hat, dann darf man hoffen, daß er freigebig zeichnet. Bei Messens, White & Comp. thut man besser, nach dem jüngeren Compagnon zu fragen und ihm auf möglichst harmlose Art mitzutheilen, daß Mr. Jones, sein Konkurrent, zweihundert Dollars subskribiert hat. Mr. Doolittle muß man derb und lähn auf den Leib rücken, wenn man aus ihm etwas herausquetschen will, was man Mr. Smith demüthig, fast auf den Knien rutschend, zu nahe hat, soll er keinen Beutel ziehen.

Unsere junge Dame empfängt nun jeden Tag in der Anstalt, für welche sie arbeitet, eine Liste Derjenigen, denen sie ihre Aufmerksamkeit machen soll, gewöhnlich sind es nicht mehr als sieben oder acht Namen. Außer: führt sie auf ihren Ausgängen zwei Bücher, das Subscriptionsbuch und ein anderes mit, in das sie ihre Bemerkungen einträgt. Ein junger Mann begleitet sie, trägt ihr die Bücher, entwirft den Expeditionsplan, bezahlt die nötigen Fahrgehalte und führt sie in ein Restaurant, wenn sie hungrig ist. Die Subskribenten bekommen ihn niemals zu sehen, er bleibt immer eine gemessene Strecke hinter ihr zurück und händigt ihr, sobald sie in ein Haus tritt, das Subscriptionsbuch ein. Ist ihr ein Gang mißglückt, so schließt sie sich ihrem Kavalier an, nimmt ihm das andere Buch ab und vermerkt darin, daß sie später einmal wieder kommen soll, daß der Herr gerade knapp an Geld war oder wie die Entschuldigung nun gewesen sein mag, mit der man sie vertröstete. Sie muß auf ihrer Geschäftstour stets einfach, aber so anständig gekleidet sein, daß Jedermann glaubt, sie wirke aus purer Nächstenliebe. Die Gelder hat sie nicht einzulassen, das thut ein besonders für diesen Zweck Angestellter, und sie empfängt für ihre Bemühungen zehn Prozent der von ihr extrahierten Beträge. Jumeilen hat sie längere Zeit hindurch nichts zu thun, verdient im Ganzen genommen jedoch die Woche fünfzehn Dollars.

Es ist die ein Geschäft, das im Geheimen betrieben wird, der Erfolg Anderer beruht auf möglicher Oessentlichkeit. Vor einiger Zeit zum Beispiel erregte ein Franose auf der Ostseite der Stadt großes Aufsehen. Er trug eine Krone und war in lange, königliche Gewänder gekleidet, fuhr in einer vierpännigen Equipage und war von einem Russkorps begleitet, das auf einem auffallend geschmückten Wagen saß. Ueberall an der seltsamen Prozession las man die Worte: „King of the Dentists“, König der Zahnärzte. Nach einem Triumphzuge durch die Bowery, die man fast die deutsche Verkehrsader New-Yorks nennen könnte, hielt er auf einem leeren Bauplatz in einer der Seitenstraßen und zog Jedem, der sich meldete, in seiner Karroße unentgeltlich einen Zahn aus, wie es den Anschein hatte, mit seiner Degenspitze oder dem Ende seiner Peitsche oder auch einem Nösel, eine Probeur, die ihm natürlich einen ungeheuren Jubel verschaffte. Nach rasch und geschickt vollzogener Operation sprang einer seiner Bediensteten aus dem Wagen und verkaufte unter dem Publikum eine Patentmedizin, die alle Krankheiten und Leiden kuriren sollte. Wie man sich leicht vorstellen kann, machte er glänzende Geschäfte und soll, einem On dit zufolge, den Zahnärzten New-Yorks, sowie der umliegenden Städte so arg in's Handwerk gepulst haben, daß sie ihm obendrein noch erhebliche Summen unter der Bedingung sofortiger Räumung des Platzes zahlten.

Bei der Genußaufnahme des Jahres 1880 hat man es auch nicht übersehen, unsere New-Yorker Gewerkszweige aller Art in den Kreis der Statistik mit hineinzu ziehen. Zu diesem Zweck wurden sämtliche Läden, Geschäfte, Fabriken, kurzum Alles, was

in den weiten Rahmen des Wortes „shop“ paßt, besucht, wobei die Höhe des Rohstoffs, des in der betreffenden Branche angelegten Kapitals, der ausbezahlten Löhne und Gehälter, der Erzeugnisse u. s. w. genau aufgenommen ward. Namen werden selbstverständlich nicht genannt, denn die conditio sine qua non, und so wird denn das durch diese Discretion ermöglichte Werk — noch ist es nicht erschienen — von ganz außerordentlichem Interesse sein. Einiges habe ich indessen durch Privatmittheilung erfahren, ohne daß man mich durch einen Eid zum Schweigen verband.

Unter Anderem fiel es den Genußbeamten auf, daß allgemein eine so ungewöhnliche Nachfrage nach alten Stiefeln und Schuhen herrschte, doch hielt es schwer, hinter den eigentlichen Grund dieser Erscheinung zu kommen. Unsere Lumpenstammler, meist italienischer Abkunft, wurden die aufgegriffenen schabigen Fußbekleidungen mit erstaunlicher Schnelligkeit los und zwar zu guten Preisen. Allerdings gibt es hier Fabriken, die aus altem Leder Berliner Blau herstellen, doch konnte die unmöglich in so ungeheurer Masse hergestellt werden. In New-York und Brooklyn werden alljährlich etwa drei Millionen Paare alter Stiefel und Schuhe auf die Straße geworfen. Früher blieben sie meist unberührt liegen, jetzt wandern sie unverzüglich in den Sad des „Rag Picker“. Nach sorgfältiger Erkundigung stellt es sich heraus, daß jene abgetragenen Artikel dreierlei Zwecken dienen. Erstens wird dasjenige Schuhzeug, das noch nicht gänzlich invalid ist, geflickt, bestickt, verlohnt und anderweitig regeneriert, um dann an Leute verkauft zu werden, die mit derartigen Waaren handeln. Wie männiglich bekannt ist, laufen Viele den einen Stiefel so schief, daß er schließlich hoffnungslos verloren ist, und da können sie sich denn in Trödlerruben helfen, wo dem verwaisten Zwillingbruder ein Kumpen gegeben wird. Stiefel und Schuhe, bei denen es sich einer Wiedergeburt nicht mehr verlohnt, schneidet man in Stücke, um sie beim Reparieren bevorzugter Kameraden zu verwenden. Was nun dreites als absolut nutzlos übrig bleibt, daraus braut man — der freundliche Leser ersichre nicht — Jamaikarum, und zwar vermöge eines chemischen Prozesses, der nur den Fabrikanten und Eingeweihten bekannt ist. Selbstverständlich dient das alte Leder nur zu dazu, dem Alkohol den eigenthümlichen Rumgeschmack zu verleihen.

Da ich die Wahrheit dieser Angabe stark bezweifelte, so suchte ich einen in der Nähe einer solchen Fabrik gelegenen Brantweinladen und fragte, ob ich dort den aus abgetragenen Stiefeln bereiteten Rektar haben könne. „Nein“, entgegnete mir der Barkeeper, „augenblicklich führen wir keinen, er ist zu sehr im Preise gestiegen. Früher hielten wir ihn, und wenn Sie eine Probe davon wünschen, so wollen wir sie Ihnen verschaffen.“ Wie viel Paar Stiefel auf eine Gallone Rum gehen, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen.

Der Brunnen Alberghetti's im Dogenpalast zu Venedig.

(Bild S. 512.)

Obgleich Venedig mitten im Wasser gelegen ist und seine eigentlichen Verkehrsstraßen Kanäle sind, leidet die Stadt doch an Wassermangel, weil Quellen fehlen. Das Trinquwasser ist Regenwasser, gesammelt meist auf den gewaltigen Dächern der vielen großen Kirchen und einiger Paläste, das, in die Erde geführt, dort in Cisternen sich sammelt. Auf den meisten Plätzen der Stadt befinden sich daher derartige Cisternenbrunnen, wo man mit eisernen Gefäßen, die an Ketten hängen, das Wasser aus der Tiefe heraufzieht. Manche dieser Brunnenkränze sind gute Bildhauerwerke, jene beiden auf dem Hofe des Dogenpalastes jedoch weitberühmt durch die Schönheit und den Reichtum ihrer Ornamente. Wir geben hier den einen unserer Lesern im Bilde wieder. Er ist von Bronze und trägt im Innern die Inschrift des Meisters, der ihn schuf: Alberghetti, und die Jahreszahl 1559. Diese Cisterneneinfassung bildet ein Aste, dessen Hauptverzierung vier Pans (Waldgötter) und vier Nymphen ausmachen, zwischen diesen ist mit reichster Phantasie Allerhand eingefügt, was auf das Meer, Venedigs Oerechtigkeitsspflege, den Reichtum der Stadt und die große Blüte der damaligen Republik Bezug hat; auch zeigt der Brunnen das Bildniß des zu dieser Zeit regierenden Dogen. Diese Cisterneneinfassung ist ein überaus phantastischer Werk der Renaissance, in welchem die antiken Vorbilder geistreich und voll Leben, aber mit einem Hang zur Ueberladung nachgeahmt sind, die als ein Kennzeichen jener Periode gelten kann. Das Alterthum war mäßiger, einfacher und klarer in der Anwendung derartiger Verzierungen und erreichte dadurch eine einheitlichere, größere Wirkung.

Der Krieg in Tunis.

(Bild S. 513.)

Die Franzosen haben die Aktion in dem Streite mit Tunis begonnen; bis jetzt ist es allein noch der Stamm der Krumirs, mit welchem sie Krieg zu führen vorgeden. Hinter diesen Krumirs steht aber der Bey von Tunis. Frankreich besetzte zuerst die Insel Tabarfa als Basis für seine Operationen, um die Krumirs von Norden her anzugreifen. Tabarfa ist einige Hundert Schritte von der tunesischen Küste entfernt und dann zwei deutsche Meilen von der algerischen Grenze. Die Insel besteht aus einem hohen, steinigen, kahlen Gebirgszug, der nur im Süden zu einer weithin reichenden Sandbank ausläuft. Ihre Länge ist kaum eine viertel deutsche Meile und sie zählt 7000 Einwohner, besitzt eine Kirche und eine Konfularresidenz, an der Ostseite einen Ankerplatz für kleinere Schiffe, einen Schiffsbauplatz und einen verfallenen Damm. Auf der Westseite ist das Meer so tief und auch so geschützt, daß Kriegsschiffe daselbst vor Anker gehen können — von dort haben die Franzosen die Insel betreten. Der flachen Seite gegenüber erhebt sich die Küste, wo die Krumirs sich angesammelt haben. Sie besteht aus gewaltigen Bergen.

Unsere Illustration zeigt uns berittene französische Posten der Gasseurs d'Afrique, welche die Wachtfeuer der Krumirs beobachten.

*) Kleine Mary Kelly, lieb durch und durch, Kunstblumenmacherin am Broadway nahe Wallstreet.



Die württembergische Landes-Schwermetallprüfung in Stuttgart. (S. 511.)



Die Prozession der Pilgerinnen von Santiago de Compostela. Nach einer Zeichnung von B. Vig. (S. 511.)

Die große Behe.

Aus dem Tagebuche eines Untersuchungsrichters.

Von

Dr. Gustav Offen.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war Allerheiligenfest, als ich in einer Familienangelegenheit nach meinem Heimatorte reisen mußte. Der Zug hatte zur Linken das sanft aufsteigende Gebirge, zur Rechten Thal und Fluß. Er hatte eben eine lange Kurve beschrieben, als sich die Stadt mir zeigte, in welcher ich vor länger als einem Menschenalter als Untersuchungsrichter zu jenen Zeiten beschäftigt gewesen, zu welchen sich die ersten Zeichen einer bald darauf hereinbrechenden Staatsumwälzung fühlbar machten.

Sogenannte politische Prozesse waren an der Tagesordnung. In Folge der täglich mehr zur Reife gedehnten Mißachtung der Staatsautorität und der Gesehe waren Angriffe auf Personen und das Eigentum besonders durch die unteren Schichten der Bevölkerung sehr häufig geworden. Meine geschäftliche Stellung in der angegebenen Eigenschaft war an sich schon keine angenehme, denn die große Mehrzahl der Einwohner sprach sich offen gegen die bestehenden staatlichen Zustände aus, sie stand mit anderen Worten zur Revolution. Der Beamte hatte eine gesellschaftlich sehr vereinsamte Stellung und war in seinen Erholungsstunden einzig auf den Umgang mit Gleichbeschäftigten beschränkt. Der Anblick der Stadt rief in mir so nach mehr trübe als erfreuliche Erinnerungen an alles in ihr Erlebte zurück, und darum regte sich damals auch nicht der leiseste Wunsch in mir, nach vielen Jahren eine Stätte wieder zu besuchen, wo ich durch drei Jahre lang gelebt und gewirkt, aber auch nicht das Geringste zurückgelassen hatte, zu welchem ich mich bleibend wieder hingezogen fühlen konnte.

Der Zug machte seinen vorgeschriebenen Halt; der Vorstand der Station hatte eine kurze Besprechung mit unserem Zugspersonale, worauf dieser die Zugänge der verschiedenen Waggons mit der Anzeige öffnete, daß in Folge eines Unglücks, das dem entgegenkommenden Schnellzuge zugestoßen, ein sechsständiger Aufenthalt geboten sei.

Die nächste und auch die fernere Umgebung des Stationsgebäudes boten dem Naturfreund einen sehr genussreichen Anblick. Barsäle und Restauration boten großen Comfort, und wer nicht gerade wollte, hatte nicht nöthig, die ungefähr eine Viertelstunde von der Station entfernte Stadt aufzusuchen, um sich die Zeit des unfreiwilligen Aufenthaltes besser zu vertreiben. Der Tag war kühl und sonnig und erlaubte sogar den bleibenden Aufenthalt im Freien; somit entschloß ich mich, zu bleiben, wo ich war. Ich trat einige Schritte vor gegen den Rand der Anhöhe, welche eine herrliche Aussicht auf das untenliegende Thal mit seinem Fluße erschloß, und nahe unten erblickte ich, unter Bäumen und Gesträuchen versteckt, die Umfassung des städtischen Friedhofes mit seiner alterthümlichen Kapelle. Von da, wo ich eben stand, nach dorthin war die Entfernung nur eine geringe und es war keine Gefahr einer Verspätung vorhanden, wenn ich mir den Friedhof und seine Umgebung wieder einmal betrachten wollte, wie ich dieß auch wohl sonst vor langen Jahren gethan.

Seit längerer Zeit schon war es zudem eine meiner Gewohnheiten, die Friedhöfe jener Orte zu besuchen, wo ich früher einmal gewohnt hatte; wenn mich Verur oder Zufall in ihre Nähe führten, so dienten sie mir mit ihren Denksteinen als Erinnerungen an alte Bekannte und Freunde — hatte ich doch niemals einen gefunden, der seit seiner Entstehung kleiner geworden wäre, — immer mußte ich mit dem letzten Ritter sagen:

„Der Erde und Sonne Antlitz
Ist Alles wie es war;
Nur ist der Kirchhof größer
Und lichter ist mein Haat!“

Also stieg ich hinunter. Es waren viele Einwohner der Stadt gekommen — Frauen, Männer und Kinder, sie zerstreuten sich auf die Gräber ihrer Angehörigen, verrichteten dort ihre stillen Andachten und bekränzten und schmückten mit Blumen die Denkmale ihrer heimgegangenen Lieben. Die ganze Umgebung, die feierliche Stille, welche herrschte, auch manche Thräne, die man auf die Wangen der Betenden rinnen sah, stimmten unwillkürlich zur Behemuth — auch mich beschlich eine solche, auch ich wollte heute ein Grab auffuchen, welches mir wohlbekannt war, denn in dasselbe wurde dereinst ein Mann zur ewigen Ruhe gesetzt, dessen tragisches Lebensende mir niemals aus dem Gedächtnisse schwinden wird. Ein kurze Wendung nach rechts vom Eingange des Friedhofes brachte mich bald vor jenes nun eingefallene Grab. Es stand ein Denkmal dort und ich las auf demselben die Worte:

„Ruhestätte des Hofraths Friedrich K.

Ermerdet am 11. November 18..

nachdem er sein Leben auf 82 Jahre gebracht hatte.

Seine Freunde setzten ihm dieses Denkmal.“

„Have pia anima,“ sprach es in mir, und weiter wanderte ich und las auf einem zweiten Steine:

„Hier ruhet Gerichtspräsident Freiherr v. B...“

Geb. 1. Mai 1778, gest. 1. Juli 18..“

Unter dem dritten Stein ruhte nach seiner Ueberschrift:

„Der gewesene Assessor, später fürstliche Staatsanwalt

S... Gestorben im 42. Jahre seines Alters.“

Zuletzt ein weiteres Grab; ein einfacher Würfel in Sandstein bedeckte es und seine Inschrift besagte, daß hier der gewesene Gefangenwärter der fürstlichen Gerichtsstelle, Martin Sch..., begraben worden sei, der nach mitgemachten zehn Gefechten und Schlachten sein Lebensalter auf vierundachtzig Jahre gebracht habe.

Als ich nun den Friedhof verließ, bemerkte ich links des Eingangs ein frisch aufgeworfenes Grab. Dann ließ ich mich unter der nahen alten Linde auf einem der vielen dort angebrachten Ruheplätze nieder und ließ ein Ereigniß in meinen Gedanken verüberziehen, an welches mich jene vier Gräber mit ihren Denksteinen erinnerten hatten. Ich will es hier erzählen.

II.

Zu dem kleinen, geselligen Kreise, zu welchem sich die Beamten unserer Stadt zusammengefunden, zählte auch Hofrath B.; er war bei der Mediatistung eines benachbarten kleinen Fürstenthums mit herüber in unsern Staat genommen worden und lebte seit Jahren hier von seiner vollen Pension; dabei hatte er freie Wohnung in einem kleinen Hause, welches früher Alod des mediatisirten Fürstenhauses gewesen und welches ihm von seiner früheren Herrschaft hälftig auf Lebenszeit zur Benützung überlassen war. Der alte Herr Hofrath, wie man ihn allgemein betitelte, war ein lebenswürdiger Greis, geehrt von Allen, welche in persönliche Verbindung mit ihm kamen; man durfte nur mit ihm durch die Straßen der Stadt wandeln, um wahrzunehmen, wie ihn Jedermann, Hoch und Nieder, auf das Herzlichste begrüßte und insbesondere die Kinderwelt vertrauensvoll zu ihm herantrat, um seine Hände zu drücken. Dabei wußte mancher Arme von seiner Mildthätigkeit zu erzählen.

Der alte Herr war nie verheirathet gewesen, und weil auch ich Junggeselle war, so verbrachte ich manchen Abend in seiner Wohnung allein mit ihm, wenn die anderen Herren mit ihren Familien größere Zusammenkünfte pflogen, wovon wir Beide keine besonderen Freunde waren. Gleiche Lebensansichten und eine gewisse Uebereinstimmung in Grundsätzen der Politik, Pflichten und Rechte der Menschen zogen uns auch zu einander, so daß schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes in der Stadt Hofrath B. mir ein recht lieber Freund geworden war.

Reich war derselbe gerade nicht, allein seine Pension sicherte ihm eine Einnahme von zweitausendfünfhundert Gulden, und wie er mir öfter sagte, hatte er sich auch etwas erspart, aber gerade an diesem Ersparten hatte er eine große Freude. Er sagte mir oft, daß er seinem Bankier traue und daß er deswegen seine Baarbezüge immer in Gold umzusetzen suche, welches er dann in seiner Wohnung selbst verwahrte. Ueber diesen Vorrath führte er ein fortlaufendes pünktliches Verzeichniß, und oft, wenn ich ihn besuchte, traf ich ihn bei der Arbeit der Zählung seines Goldvorrathes und der Ergänzung und Aufstellung seiner Vortereaus.

Er spielte gern seine Partie Whist. Wenn es dann an die Ausgleichung des Gewinnes und Verlustes kam, zog er eine große, in Gold und starker grüner Seide gestrichte Börse hervor, an welcher der Schloßbügel schabhaft war, er schloß und öffnete dieselbe darum mit diesem nicht, sondern mit einer Schnur in Seide, welche er zu diesen Zwecken an die Börse gebunden hatte. Befragt, weshalb er denn den Bügel nicht repariren lasse, gab er die Antwort, daß das Schloß einmal zerbrochen sei und auch zerbrochen bleibe, die Börse wäre ein Stück aus dem Nachlasse seiner Mutter; diese habe dieselbe einst zufällig in dem Augenblick zur Hand gehabt, in welchem sie von dem plötzlichen Hinscheiden seines Vaters benachrichtigt worden sei; die Mutter wäre aus Schrecken zu Boden gestürzt und habe im fallen Schloß und Bügel zusammengebrochen.

Beim Spielen pflegte der Hofrath die Points mit vier Goldstücken zu markiren. Auf einem derselben befand sich das Brustbild des Kurfürsten von Brandenburg aus dem Jahre 1720, es unterschied sich von den drei übrigen dadurch, daß fünf kleine Löcher an dessen unterem Rande sichtbar waren. Dieses Goldstück bezeichnete er als Geschenk seiner Eltern auf den Tag seiner Konfirmation; er erzählte dabei, daß seine übrigen vier Geschwister von den Eltern bei der Konfirmation immer ein Goldstück ähnlich dem seinigen erhalten hätten, immer mit einer entsprechenden Anzahl von Löchern versehen, daß er aber als fünftes Kind ein solches mit fünf Löchern bekommen habe, um im Falle einer Verwechslung immer zu erkennen, welches das rechte, einem jeden Kinde zukommende Goldstück wäre. Ich und andere Personen, welche am Spiele mit dem Hofrath theilgenommen, hatten Börse und Goldstück zum Deffern gesehen und waren auch mit der Geschichte derselben bekannt geworden.

Der Hausstand des Hofraths war ein kleiner, derselbe bestand aus ihm selbst, aus einem Diener Namens Thomas und aus einer alten Köchin Namens Marianne. Diese war einige Monate vor dem Tode ihres Dienstherrn schwer erkrankt; zu ihrer Aushilfe wurde ein junges Mädchen Namens Therese beigezogen, welches sich mit Marianne in dasselbe Zimmer theilte. Zu gewöhnlichen Zeiten wohnte Therese bei ihrer Mutter in der Vorstadt. Mutter und Tochter wuschen und bügelten für andere Leute, und unter

diesen auch für den Hofrath; das Letztere war seit vielen Jahren der Fall und Mutter und Tochter waren mit den Räumlichkeiten der Wohnung desselben ganz genau bekannt.

Marianne war schon gegen zwanzig Jahre in Diensten des Hofraths, und fast ebenso lange war auch Thomas im Hause. Sein Dienstherr konnte bis zu Beginn des letzten Jahres vor seinem Tode nicht genug Ausdrücke des Lobes für die treuen Dienste seines Thomas finden und nannte ihn ein Muster aller Diener.

Eines Abends befand ich mich wieder auf Besuch bei dem Hofrath; früher schon hatte er mir gesagt, daß, weil er auch nicht einen einzigen Verwandten mehr auf Erden habe, er einen letzten Willen errichte und neben einigen ausgeworfenen Legaten seinen Thomas und seine Marianne zu gleichen Hälften zu seinen wirklichen Erben ernannt habe. Seit einiger Zeit aber gefalle ihm Thomas nicht mehr, derselbe sei Abends öfter nicht bei Zeiten zu Hause, gegen seine frühere Gewohnheit besuche er die Wirthshäuser, auch habe sich derselbe dem Spiele ergeben; er wisse auch, daß sein Diener mit schlechter Gesellschaft verkehre, und sei jetzt entschlossen, sein Testament zu ändern; er werde Thomas zwar immer noch bedenken, allein bei Weitem nicht mehr mit der Hälfte seines freien Nachlasses, sondern höchstens nur mit einem fünften Theile desselben, alles Uebrige werde er der alten Marianne und den Schülern der Stadt zuwenden. Nur wenige Tage darauf theilte er mir mit, daß jene Abänderung seines Testaments von ihm vollzogen worden sei.

Zwischen Thomas und Marianne hatte in den vielen Jahren, in welchen sie in dem gemeinschaftlichen Dienste gestanden, nie das geringste Zerwürfniß stattgefunden; nur in dem letzten Jahre hatte sich dieß geändert. Thomas suchte die alte Verion auf jede erdenkliche Art zu dithamiren und bei dem Dienstherrn zu verkleinern. Selbst Therese war dieser Wechsel in dem Benehmen des Thomas gegenüber von Marianne aufgefallen. Die beiden Letztern wußten annähernd, daß sie in dem Testamente des alten Herrn bedacht seien, Thomas wollte dieß sogar bestimmt wissen und sprach oft davon, daß er und Marianne sich in die beiden Hälften des Nachlasses theilen würden — da auf einmal jener Wandel in dem Benehmen des Thomas gegen Marianne! Dem Hofrath war die Erscheinung auch nicht entgangen, und noch wenige Tage vor seinem Tode sprach er mir davon und bemerkte dabei, daß man glauben könnte, Thomas habe durch irgend welchen Zufall Kenntniß von dem Inhalte der letzten Willensurkunde erhalten. Mir war Thomas niemals eine mich ansprechende Erscheinung gewesen, mir schien er „Bedientenfeile“ durch und durch zu sein. Gleichwohl ging ich über die Bemerkung des Hofraths leicht hinweg und warf nur die Worte hin, daß er uns vielleicht belauscht habe, als wir uns über jene Testamentangelegenheit besprochen hätten.

Eines Hundes muß ich noch gedenken, welchen der Hofrath sich gezogen hatte. Es war eine Dogge kleinerer Rasse, im Ganzen gutmüthig gegenüber Solchen, die er kannte, aber ungerberig und lärmend gegen Jene, welche ihm fremd waren; ich selbst mußte an ihm erfahren, daß er laut und fortbauend anschlug, wenn ich nur einen Fuß in den Hausflur gesetzt hatte, und dieses dauerte monatelang, bis er an meine Besuche gewöhnt war. Gewöhnlich hatte der Hund sein Lager im Zimmer der alten Marianne. Gab die Hausglocke Ton, so erschallte von dort sein ungestümes Gebell, immer von einem heftigen Kratzen an der Thüre begleitet.

Das Haus, welches der Hofrath bewohnte, war wie er wähnt ein kleines, es bestand aus dem Parterre und einem oberen Stockwerke, aber nur über das Erstere konnte er verfügen; dasselbe hatte nur eine Eingangstür und ließ vorn an die Straße, welche eine Breite von netto achtzehn Schritten hatte; über dem obern Theile derselben lief eine drei Fuß hohe Fensteröffnung hin, welche gut vergittert war. Diese Thüre war stets von innen verschlossen und wurde erst geöffnet, nachdem die Hausglocke gezogen war. Den Portierdienst versah in der Regel Thomas. Hatte man den Korridor betreten, so erblickte man rechts und links zwei Thüren, jene links führte zu dem Bedientenzimmer, jene rechts zu den Zimmern des Hofraths; das erste dieser Zimmer war eine Art Empfangszimmer, das zweite das Wohn- und das dritte das Schlafzimmer; diese drei Räume hatten je nur ein nach der Straße gehendes Fenster, an welchen sich Laden befanden, welche nach alter Gewohnheit mit einem Haken verschlossen wurden, welcher in einem am Fenster angebrachten Runderisen eingehakt ward.

Diese drei Zimmer konnten auch von der hintern Seite durch einen dort vorhandenen Ausgang betreten werden, und zwar hatte ein jedes derselben seine eigene Thür. Die Rückwand dieses Ganges schloß die Hinterseite des Hauses, in welcher aber keine Fensteröffnung angebracht war. Hinter dem Bedientenzimmer lag die Küche, und von da verlängerte sich der Ausgang nach hinten, und hart neben der Küche befand sich das Zimmer der alten Marianne; das Fenster desselben ging nach dem Hofe, welcher aber kaum diesen Namen verdiente, denn er zog sich nicht nach der ganzen Hinterseite des Hauses, sondern nur fünf Schritte nach dorthin fort, hier befand sich die Senkgrube und an die Nachbarmauer war noch ein kleiner Schuppen angebaut, zur Aufnahme des Holzvorrathes bestimmt. Die Rückseite des Nachbarhauses bestand aus einer hohen Mauer, in welcher jedoch keine Fenster- oder sonstige Oeffnung angebracht war.

Ein kleiner Keller war auch vorhanden, dessen Thür der Küche zugewendet war, er war nicht gewölbt und zog sich unter dem Hauseingang, der Küche und dem Bedientenimmer gegen die Straße, von welcher das Licht durch zwei Öffnungen fiel, welche je mit einem starken Quereisen versehen waren. Die Einrichtung des obern Stockwerks glich jener des Parterres. Zwei Zimmer, jene über dem Schlaf- und Wohnzimmer des Hofraths, wurden von einem bejahrten Ehepaare bewohnt, die anderen Räume, mit Ausnahme der Küche, waren mit alten Alten und Büchern angefüllt, welche zum Archive der mediatisirten Fürstnfamilie gehörten, und diese hatte dem erwähnten Ehepaare freie Wohnung in den von demselben eingenommenen Räumen gestattet.

Bei dem Eintritt der Dunkelheit wurde der Hauseingang durch eine große Lampe beleuchtet, welches Geschäft dann immer wieder Thomas zu besorgen hatte.

III.

Am 11. November 18. . . Nachts nach zehn Uhr, war ich auf meinem Arbeitszimmer im Gerichtsgebäude noch mit einer dringenden Berufsarbeit beschäftigt, als sich rasche Schritte der Zimmertür näherten, ebenso rasch wurde diese aufgerissen und ich erblickte auf der Schwelle den Wachtmeister der Polizeimannschaft, welcher mir zurief:

„Herr Assessor, kommen Sie schnell in das Haus des alten Herrn Hofraths, es wird mir eben gemeldet, daß demselben ein entsetzliches Unglück zugestoßen sei.“

Ich nahm mir keine Zeit, meinen Ueberzieher umzuwerfen, griff schnell nach meinem Hute und machte mich in Begleitung des Wachtmeisters auf den Weg nach dem Hause des Hofraths, welches ziemlich weit vom Gerichtsgebäude entfernt lag. Der Nachthimmel war stark umwölkt und gestattete nur auf kurze Momente dem gerade vollen Monde, sein Licht auf die Straßen zu werfen. Es war feuchtkalt, den Tag über war Schnee gefallen, welcher aber gegen Abend einem leichten Regen gewichen war, weßwegen denn die Straßen aufgeweicht und kothig waren. Am Hause des Hofraths angekommen, fanden wir dort eine starke Menschenmenge versammelt, welche mich darauf schließen ließ, daß das Haus der Schauplatz eines ungewöhnlichen Ereignisses geworden sein müsse. Ein rascher Griff an den Zug der Hausglocke und die Hausthür ward von innen geöffnet. Aus dem Zimmer der alten Mariamonte löste uns ein rasendes Gebell der Dogge entgegen, untermengt mit den Jammertonen von Frauenstimmen. Thomas, er war es, welcher die Hausthür geöffnet hatte, führte uns schweigend nach dem Wohnzimmer seines Dienstherrn, wo wir den Gerichtsarzt und zwei Polizeimänner von der nächsten Station bereits versammelt fanden. Des Arztes Augen waren thränenfeucht, denn auch er war langwieriger Hausfreund des Hofraths gewesen, ein stummer Blick von ihm zeigte auf den Lehnstuhl vor dem Arbeitstische, und hier lag mein alter lieber Freund, den Kopf blutig und nach links geneigt — er war eine Leiche! — Lange mußte ich mit Bewältigung meines Seelenschmerzes kämpfen und nach Fassung ringen, ehe ich an meine Berufstätigkeit gehen konnte, welche mir jetzt bevorstand.

Man brachte die Leiche in das Schlafzimmer des Entsetzten auf das Bett, und dort konstatierte der Gerichtsarzt, daß ein Schlag mit einem stumpfen Werkzeuge, einem Hammer oder dergleichen, von hinten links auf die Schläfe geführt, den Tod herbeigeführt haben müsse; nur ein starker Arm konnte jenen Schlag geführt haben, denn die Hirnschale war dem äußeren Ansehen nach rund plattgedrückt und nach innen getrieben worden, nur wenig Blut ergoß sich aus der Wunde selbst, allein ziemlich stark floß es aus dem linken Ohr. Die Leiche war noch ganz warm und nach dem Urtheile des Gerichtsarztes konnte der Tod längstens vor einer Stunde eingetreten sein. Weder an den Kleidungsstücken des Erschlagenen, noch an seinen Händen waren Anzeichen dafür vorhanden, daß ein Ringen desselben mit seinem oder seinen Angreifern stattgefunden habe — wahrscheinlich traf ihn der Todesstreich im Schlafe.

Alle weitere Untersuchung in dieser Richtung mußte der Tageszeit, dem kommenden Morgen überlassen bleiben.

Die Besichtigung des Ortes der That und seiner Umgebung lieferte folgende Ergebnisse:

Der Sekretär, in welchem der Erschlagene seine Goldvorräthe unterzubringen pflegte, war aufgeschlagen und um das Schloß waren Spuren verübter Zerstörungen am Holze sichtbar und abgerissene Späne lagen auf dem Boden, aber die Zunge des Schloßes ruhte in diesem selbst, war also aus ihrem obern Gelasse nicht herausgerissen.

Die Schlüssel zu dem Sekretär und zu seinen Seitenschließern fanden sich in der Tasche des Schlafrockes vor, welchen der Getödtete noch auf dem Leibe trug, dieselben trugen keine Blutspuren an sich.

Nirgends in den drei Zimmern waren sonstige verdächtige Reichen sichtbar, das Einzige, was auffallen mußte, war, daß, als man die Leiche in das Schlafzimmer brachte, man das Fenster desselben geöffnet fand, auch der eine Lädenflügel stand ein wenig offen — aber der andere, an welchem sich der Haken befand, war eingeklinkt, also geschlossen. Leichte Kothspuren fanden sich auf dem untern Fenstergestimpe vor, allein ausgeprägte Umrisse eines Schubes oder Stießels waren nicht vorhanden; auch die Fußteppiche in den drei Zimmern zeigten nirgends Rässe oder sonst etwas Verdächtiges. Man suchte auch vor den Fenstern auf der Straße vergebens nach irgend etwas, was auf die

Spur der Thäter führen konnte, obgleich noch der Schnee gegen und um die Hauswand einen Zoll tief lag, so daß dort die Eindrisse noch erkenntlich hätten sein müssen, wenn sich Jemand an den Fenstern herabgelassen haben würde. Herablassen mußte man sich aber, wenn durch ein Fenster des Hauses der Weg nach außen genommen werden wollte, denn die Fenstergestimpe waren unten von dem Straßeboden auf neun Fuß Höhe entfernt.

An Geld und Geldeswerth fand sich in dem Sekretär nichts mehr vor, alle Fächer waren durchwühlt und auch die grüne Börse und das Goldstück aus dem Jahre 1720 fehlten, von welchen schon die Rede war. Weiter fehlte die Testamentsurkunde, von welcher ich wußte, daß sie der Hofrath gleichfalls in seinem Sekretär aufbewahrt hatte.

Auf dem Schreibtische lag unter anderen Papieren das letzte Bordereau, welches der Hofrath über seine Geldvorräthe zu führen gewohnt war, dasselbe trug das Datum vom neunten November. Inhaltlich desselben betrug der Goldvorrath an diesem Tage zweitausendundzwanzig, jener des Silbers aber nur zweihundertundfünfundsiebenzig Gulden.

Thomas, welcher diesen Erhebungen angewohnt hatte, bemerkte jetzt ergänzend, daß das baare Geld, welches sein Dienstherr heute beisehen habe, noch mehr an Silber betragen haben müsse, denn gestern noch habe derselbe das letzte Besoldungsquartal von der Staatskasse ausbezahlt erhalten, es habe in Silberrollen bestanden und sei in einem Sacke in das Haus gebracht worden, welcher jetzt auch verschwunden sei.

Also lag ein Mord, ein Raubmord vor! Wer aber war der oder wer waren die Thäter?

Thomas war die erste Person, welche die Leiche fand. Er erzählte, daß sein Dienstherr wegen eines leichten Unwohlseins heute Abend nicht ausgegangen sei; er, Thomas, habe mehrere Aufträge in der Stadt erledigen müssen, und habe auch für sich einige Gänge zu machen gehabt. Der Herr Hofrath habe ihm also erlaubt, schon um halb acht Uhr auszugehen und seinen Urlaub bis zehn Uhr auszu dehnen. Nachdem er seine Geschäfte besorgt gehabt, habe er die Bierbrauerei „zum Bären“ besucht, wo er den Bräutigam der Theresie, den Schuster Eduard R., getroffen habe, welcher heute aus der Residenz, wo er gegenwärtig in Arbeit stehe, nach der Stadt gekommen sei. Eduard habe nach Theresie gefragt, und als er, Thomas, gesagt, daß dieselbe zu Hause bei Marianne wäre, sei Jener hinweggegangen, ohne jedoch zu sagen, ob er die Theresie bei Marianne aufsuchen werde. Er selbst wäre in der Brauerei bis gegen zehn Uhr geblieben und habe sich dann auf direktem Wege nach Hause begeben und mit der Doublette der Hauschlinke, welche er immer bei sich trug, die Hausthür geöffnet. In dem Wohnzimmer des Herrn Hofraths habe er noch Licht bemerkt und daraus geschlossen, daß derselbe noch nicht zu Bette gegangen wäre. Weil dieser sehr oft aber vor dem Schreibtische bei brennenden Lichtern eingeschlafen sei, so habe er vermuthet, dieß könne wiederum der Fall sein und sei dann durch die hintere Thüre in das Wohnzimmer getreten; mit Schrecken habe er bemerkt, daß der Sekretär erbrochen war, und noch größerer Schrecken habe ihn ergriffen, als er an den Herrn Hofrath herangetreten und wahrgenommen habe, daß derselbe am Kopfe verwundet sei und daß ihm Blut aus dem linken Ohre trauße. Hoffend, daß ärztliche Hülfe den Herrn noch retten könne, sei er schnell zu dem Herrn Richtsarzte gelaufen, um diesen zu holen. Die Mörder müßten von der Straße her durch das Fenster des Schlafzimmers in das Haus gedrungen sein, weil man dieses vorhin geöffnet gefunden und Straßenkoth auf dem Gesimse entdeckt habe.

Theresie und Marianne erzählten übereinstimmend, daß Eduard gegen acht Uhr in das Haus und in ihr Zimmer gekommen sei, er wäre auf sein Läuten von Theresie eingelassen worden und habe ihnen mitgetheilt, daß er hieher gekommen wäre, um noch einmal um seine bürgerliche Aufnahme zu sollicitiren; ein Gönner in der Residenz habe ihm hundert Thaler gegeben und jetzt reiche sein Geld hin und er könne wegen unzureichenden Vermögens nicht mehr abgewiesen werden. Theresie habe dann den Herrn Hofrath um die Erlaubniß gefragt, ihren Bräutigam zu ihrer Mutter begleiten zu dürfen, was ihr gern mit dem Bemerkten gestattet wurde, daß sie bei ihrer Zurückkunft nur läuten solle, der Herr Hofrath werde ihr selbst die Hausthüre öffnen, weil Thomas noch nicht zu Hause sei; sie wäre Schlag neun Uhr zurückgekommen, und auf ihr Läuten habe ihr der alte Herr die Thür in Wirklichkeit geöffnet und habe er sich dann mit dem Lichte in der Hand nach seinem Wohnzimmer durch die hintere Thür verfügt, worauf sie selbst sich schlafen gelegt und gleich Marianne bis zum Augenblick fest geschlafen habe, als der Hund bei Ankunft des Herrn Doktors und der Polizeimänner so stark gebellt habe.

Die beiden alten Leute im zweiten Stocke konnten nur wenig angeben; sie hatten in der Nacht einmal unten ein Geräusch gehört, als wäre im Schlafzimmer ein Laden auf- und zugezogen worden. Auf diesem Ausdruck beharrten Beide und betonten auf Befragen ganz bestimmt, daß es nicht gelaute hätte, als ob ein Laden „zugestoßen“ oder zuge schlagen worden wäre; ihr Nachtlicht habe gebrannt und sie hätten sich überzeugt, daß es nach ihrer Uhr halb Zehn gewesen sei, als sie ihre Wahrnehmungen gemacht hätten.

Man untersuchte jetzt noch die Zimmer der Diensthöten, den Keller und den kleinen Schuppen im Hofe; hier lag ein ziemlich schweres Holzbeil, allein der Gerichtsarzt er-

klärte sogleich, daß mit diesem Werkzeuge der Schlag nach dem Kopfe des Getödteten nicht geführt worden sein könne, denn dann wäre die Wunde größer und der Schädel zer schmettert worden.

Im Keller lag ein Haufen Torf, welcher beinahe bis zu den Fensteröffnungen reichte, derselbe wurde ganz genau untersucht, aber nichts Verdächtiges wurde gefunden.

Das Gleiche war in der Bedientenstube der Fall, wenn man nicht zwei gebrauchte Kartenspiele ausnehmen wollte, welche in der Tischschublade lagen.

Der ganze Hauseingang war mit einer dichten Strohmatte belegt, weil der alte Herr das Geräusch von Fußritten nicht liebte, welches durch das Auftreten der Füße auf dem mit Steinplatten versehenen Korridor erzeugt werden konnte.

Es war lange Mitternacht vorüber, als ich meine Thätigkeit für diese Nacht beschloß. Zwei Polizeimänner mußten in der Wohnung des Ermordeten bleiben und ich gab denselben geheim den Befehl, den Thomas scharf zu beobachten und die Hauschlüssel an sich zu nehmen. Der Wachtmeister erhielt Befehl, auf den nächsten Morgen den Eduard R. in das Sterbehause zu sistiren. Zuverlässige Dienstleute sollten in den verschiedenen Bierhallen, welche Thomas zu besuchen pflegte, Umfrage halten, wann und in wessen Gesellschaft er früher und auch am 11. November sich dort aufgehalten habe. Noch konnte ich mir keine klare Rechenschaft darüber ablegen, warum ich gegen Thomas Verdacht schöpfte — der kommende Tag brachte vielleicht helleres Licht in die jetzt noch dunkle Sachlage.

(Schluß folgt.)

Die württembergische Landes-Gewerbeausstellung in Stuttgart.

(Bild S. 508.)

Am 19. Mai dieses Jahres eröffnet Stuttgart seine Landes-Gewerbeausstellung. Ueber die große Bedeutung dieser Vereinigung alles dessen, was die Industrie und Kunst, die Technik und auch die Wissenschaft Neues und Großes geleistet, sozusagen auf einem übersichtlichen Punkte, brauchen wir wohl kein Wort mehr zu sagen. Diese Unternehmungen haben so fruchtbringend gewirkt, daß sogar Brasilien und Australien es für nöthig fanden, derartige Ausstellungen zu veranstalten, und Stuttgart steht mit seiner Landes-Gewerbeausstellung folgt. Diese wird einen besondern Charakter haben. Das schwäbische Volk hat eine Anlage zum Grübeln, Denken und Dichten. Es besitzt eine lebhaft Phantasie und Kreativität zugleich, es hat künstlerische Eigentümlichkeiten, und diese werden in der Ausstellung zum Ausdruck kommen. Die Hauptstadt Schwabens nimmt einen sehr hohen Rang ein in gewissen Gewerben, welche auf das Mitwirken der Kunst angewiesen sind. So die Herstellung der illustrierten Journale und der Prachtwerke, welche, wie die Hallberger'schen, die von Spemann, Kröner und andere, Weltruf erlangt haben, — dann ist es die Buchdruckerkunst, die Eisengießerei, die Holz- und Eisenbeschneiderei, die Goldschmiedekunst, die Keramik, die Weberei und Pianofortefabrikation, durch welche Württemberg sich hervorthut. Was auf all' diesem Gebiete nun Eigenartiges, Schönes, Schwäbisch-Nationales geleistet — das wird in jenen Räumen aufgestellt werden, von welchen unsere Illustration hier eine Ansicht gibt.

Der Platz für die Ausstellung gehört zu den schönsten Stuttgarts. Es dürfte kaum eine zweite Stadt Deutschlands einen lieblicheren und schöneren haben; zwischen monumentalen Bauten, wie das Polytechnikum und die Baugewerbeschule, an den Stadtgarten sich anschließend und noch in diesen übergehend erhebt sich der Gebäudekomplex der Ausstellung mit seinen Hallen von Stein, Glas und Holz, seinen Pavillons, Thürmchen und Tempeln, den Hintergrund bilden herrliche Weinberge, die höher hinauf in duftige Waldungen übergehen. Eine Eisenbahnlinie führt hier entlang und hinauf zu dem Hasenberg, dem höchsten Punkt in dem Kranz der Berge, die Stuttgart so lieblich umschließen. Ein Aussichtsturm krönt die Höhe und von ihm genießt man einen herrlichen Blick über ganz Stuttgart und seine nahe und ferne Umgebung. Das große, die übrigen Ausstellungsräume überragende Bauwerk, solid aus Stein konstruirt, im edlen Renaissancestyl, mit breiten Eisengalerien im Innern, wird als Gewerbehalle für permanente Ausstellungen stehen bleiben und so einen dauernden Mittelpunkt für Württemberg bilden, wohin, was im Lande Interessantes und Neues erdacht, kunstvolles und Feines ausgeführt wird, in Zukunft wandert, um zu erfreuen, um anzuerkennen und tausend andere Köpfe und Hände zur Nachbildung, zum Uebertreffen zu ermuntern.

Die Pilgerinnen von Santiago de Compostella.

(Bild S. 509.)

Santiago de Compostella in Spanien gilt für die Hauptstadt der Provinz Galicien. Es ist ein bedeutender Wallfahrtsort und unter den 18 Kirchen der Stadt, die nicht viel mehr als 27,000 Einwohner zählt, hat die aus dem elften Jahrhundert stammende gotische Kathedrale, welche die Gebeine des Apostels Jakobus des Kleinen enthält, einen weitreichenden Ruf. In diese Kirche hinein schreitend, erblicken wir eine merkwürdige Prozession, die einen Theil der großen Festlichkeiten des Jakobusfestes ausmacht. Diese Prozession gilt als Erinnerung an den Tribut der hundert Jungfrauen, welche Spanien alljährlich den maurischen Eroberern zur Zeit Abderahman's II. liefern mußte. König Ramiro I. besiegte unter der Beihilfe des heiligen Jakobus die Mauren und hob diesen Tribut auf. Als Dank dafür veranstalteten alljährlich am Jakobustage hundert spanische Mädchen aus den verschiedenen Theilen des Landes und aller Stände, bekleidet mit dem Pilgergewande, die Rüsche auf den Mantel geheset, eine Pilgerfahrt zur Kathedrale, zu den Gebeinen des Heiligen. Dieß veranschaulicht noch der Zeichnung eines Augenzeugen unser wahres Bild, — ein Stück echt spanisch-kirchlichen Volkslebens.

Kampfhähne.

Der Frühling ist in's Land gekommen, wenigstens behauptet dieß der Kalender schon seit vielen Wochen. Wir haben indeß in diesem Jahre recht lange auf den ersten warmen Lufthauch des holden Knaben warten müssen. Besonders schlimm erging es den armen Zugvögeln, welche, den unzuverlässigen Kalenderangaben folgend, die Termine ihres alljährlichen Eintreffens so ziemlich innegehalten haben. Der Leichtsinne, den sonnigen Süden so vorzeitig mit dem kalten Norden vertauscht zu haben, ist ihnen theuer genug zu stehen gekommen.

Der vorsichtigste und vernünftigste der ganzen Sippe bleibt jedoch der Kampfhahn (*Philomachus pugnax*). Er hat es durchaus nicht eilig und wartet ruhig den sogenannten „schönen Mai“ ab, bevor er die wärmeren Zonen verläßt. Ist er aber einmal hier, dann schwillt ihm der Federtragen und er nützt die kurze Zeit, welche er bei uns verbringt, zur Fortpflanzung seiner Spezies aus.

Der Kampfhahn ist aber ein gar ruhiger Gefell und vielleicht der drolligste Vogel unserer heimischen Fauna.

Sein Element ist Streiten und Kämpfen, wenigstens so lange der Liebesparoxismus währt.

Bevor wir jedoch in das Leben und Treiben dieses interessanten Wildes eindringen, bitten wir den geneigten Leser, sich den komischen kleinen Keel auf unserer Abbildung einmal näher anzusehen. Der Kampfhahn ist etwa 12 Zoll groß. Der Oberflügel ist dunkelbraungrau, der schwarzgraue Schwanz, vom Jäger „Steiß“ genannt, an den sechs mittleren Federn schwarz gefleckt, der Bauch weiß, das übrige Gefieder aber bei den einzelnen Individuen höchst verschieden gefärbt und gezeichnet. Letzteres gilt insbesondere für die aus harten, festen, etwa drei Zoll langen Federn bestehende Krause, welche den größten Theil des Halses umgibt. Sie ist auf schwarzblauem, schwarzem, schwarzgrünem, dunkelrothbraunem, rothbraunem, rothfarbenem, weißem und andersfarbigem Grunde heller oder dunkler gefleckt, gebändert,

getuscht oder sonstwie gezeichnet, so verschiedenartig, daß man kaum zwei männliche Kampfhähne findet, welche einander ähneln. Aus Erfahrung weiß man, daß bei ein und demselben Vogel im nächsten Jahre die gleiche Färbung und Zeichnung wieder zum Vorschein kommt. Mehr läßt sich nicht sagen. Der Schnabel ist grünlich oder grünlichgelb.

Während der wärmeren Jahreszeit bewohnt er die großen, sumpfigen Wiesenflächen Norddeutschlands, um dort zu brüten. Sowie die junge Brut flügge ist, wagt das Zigeunerblut auf, der Wandertrieb beginnt von Neuem und sie ziehen dann im Lande herum, um bei den ersten rauheren Tagen ihre Reise nach Süden anzutreten. Dann geht es aber gleich bis nach Südafrika, an

denn mit ihren weichen, stumpfen Schnäbeln können sie einander nicht ernstlich wehe thun oder erheblich verletzen. Höchstens verbiegen sich die weichen Schnäbel im Kampfgetümmel und es entstehen dann Auswüchse oder Knollen, die sich bei allen älteren Vögeln finden. Sehr komisch sieht es aus, wenn ein besonders geliebter Kämpfer keinen Gegner bei der Junge erwischt hat und nun mit dem Kerkern eine Zeitlang herumtanzet.

Da diese Vögel aber die kultivirteren Distrikte vermeiden, so ist nicht Jedem vergönnt, dieselben beobachten zu können.

Man sieht, unsere Fauna birgt noch so manches Interessante.



Der Brunnen Alberghetti's im Dogenpalast in Venedig. (S. 507.)



Kampfhähne. Nach einer Zeichnung von R. Kreyssmer.

den oberen Nil, ja sogar bis zum Senegal.

So lange ihnen die Weiber nicht die Köpfe verdrehen, leben die Kampfhähne friedlich und ruhig nebeneinander, sowie aber die Liebe im Busen zu rumoren beginnt, dann ist es mit der Freundschaft aus. Sie wählen sich eine etwas erhöhte, immer feuchte, mit kurzem Rasen bedeckte Stelle von vier bis sechs Fuß Durchmesser zum Kampfsplatz aus und wird diese nun täglich von einer gewissen Anzahl Männchen mehrmals besucht. Auf ihm hat jedes Einzelne einen gewissen Stand, und zwar meistens ein und denselben, etwa wie unsere Jockey auf der Börse.

Diesen Platz suchen sie nun gegen ihre Konkurrenten zu verteidigen und gehen wie toll und wild auf einander los.

Sind zwei Hähne mit einander engagiert, dann lassen die übrigen sie die Sache allein ausfechten, und jeder sucht sich einen andern Rivalen, um das anstehende Vorbild nachzuahmen.

Im hitzigen Kampfe nun geht es bald vorwärts, bald rückwärts, oft kreuzen sich die Laken der verschiedenen Duellanten, ohne daß sie dadurch abgelenkt würden — Die Kampswuth ist so groß, daß sie in dieser Zeit Alles vergessen, ja selbst wenn sie in dieser Zeit eingefangen werden, setzen sie ihre Kämpfe in der Gefangenschaft fort. Die Sache ist aber nicht so gar gefährlich,

denn mit ihren weichen, stumpfen Schnäbeln können sie einander nicht ernstlich wehe thun oder erheblich verletzen. Höchstens verbiegen sich die weichen Schnäbel im Kampfgetümmel und es entstehen dann Auswüchse oder Knollen, die sich bei allen älteren Vögeln finden. Sehr komisch sieht es aus, wenn ein besonders geliebter Kämpfer keinen Gegner bei der Junge erwischt hat und nun mit dem Kerkern eine Zeitlang herumtanzet.

Da diese Vögel aber die kultivirteren Distrikte vermeiden, so ist nicht Jedem vergönnt, dieselben beobachten zu können.

Man sieht, unsere Fauna birgt noch so manches Interessante.



Der Krieg in Tunis. Hauptliche Vorposten, die Signalfener der Armeen beobachten. (S. 507.)

Abonnent in G. Von der Wirksamkeit der fraglichen, in den Zeitungen angepriesenen Medikamente ist nichts zu halten.

Hrn. Hermann in B. Das Beste ist, Sie wenden sich persönlich an einen Arzt, welcher entweder durch Abschneiden oder durch Aetzung die lästigen Warzen entfernt; beide Prozeduren sind durchaus ungefährlich.

Hrn. F. R. in H. bei Sonneberg. Ein Rogenleiden läßt sich ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes nicht beurtheilen. Für alle Fälle aber ist von den in den Zeitungen angepriesenen Arzneimitteln auf brieflichem Wege entschieden abzurathen.

Hrn. Klemens R. in Steina. Ein Kröpfenleiden kann so viele verschiedene Ursachen haben und in so mannigfachen Formen auftreten, daß eine allgemeine Beurtheilung eines solchen auf briefliche Schilderung hin nicht möglich ist.

Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Ein schönes Gesicht, Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet von Max von Weizsäcker. Fortsetzung. — Transatlantische Skizzen, von Dr. Max Vorhies. — Allerhand weltbüdtliche Gewerbe. — Der Brunnen Albergheiti im Dogenpalast zu Venedig. — Der Krieg in Tunis. — Die große Zehn, aus dem Tagebuche eines Untersuchungsrichters von Dr. Gustav Oden. — Die württembergische Landes-Gewerbeausstellung in Stuttgart. — Die Pilgerinnen von Santiago de Compostella. — Rumpfhäute. — Graf Rüdiger. — Roman von Johannes von Dönn. — Fortsetzung. — Aus Natur und Leben. — Humoristische Blätter. — Bilderräthsel. — Logograph. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Ein schönes Gesicht: In der Bildergalerie. — Die württembergische Landes-Gewerbeausstellung in Stuttgart. — Die Pilgerinnen von Santiago de Compostella, nach einer Zeichnung von H. Vig. — Der Brunnen Albergheiti im Dogenpalast in Venedig. — Rumpfhäute, nach einer Zeichnung von H. Kerschmeyer. — Der Krieg in Tunis. — Französische Vorposten, die Signalfire der Krümmung beobachtend.

Anerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavierunterricht.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Klavierschule für Kinder

mit besonderer Rücksicht

auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen.

Preis der ersten Abtheilung eleg. brosch. M. 2. 50., der zweiten, dritten und vierten Abtheilung eleg. brosch. je M. 3. —

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.



Dank dem Muth, der Energie und der Thätigkeit, die seit dem Tage angeboten wurden, an welchem das Feuer der Grands Magasins du Printemps in Paris zerstörte, sind die durch dieses kolossale Unglück dessen zahlreicher auswärtiger Kundschaft verursachten Nachtheile heute wieder vollständig gut gemacht.

Ein ganzes Haus ist von Herrn Jaluzot gemiethet und ausschliesslich für den Expeditionsdienst bestimmt, dem er die grösste Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmet. Die Kataloge befinden sich zur Zeit des Brandes glücklicherweise noch unter der Presse und sind jetzt erst abgeliefert worden, können mithin den geehrten Damen

auf Verlangen zugesandt werden. Ein bedeutender Posten Waaren war gerade auf dem Zollamte und viele unserer Aufträge am Tage des Brandunglücks noch nicht effectuirt; da ferner die Abtheilungen der Damen-Confections und der Kinder-Anzüge von Feuer nicht erreicht wurden, so dürfen sich die Kunden des Printemps versichert halten, dass ihre Bestellungen ebenso sorgfältig als früher zur Ausführung gelangen.

Um Muster-Waaren oder Kataloge zu erhalten, wolle man sich an die seitherige Adresse wenden: Herrn J. Jaluzot in Paris.

963

In allen Buchhandlungen zu haben:
Der Blumenfreund.
Die Pflanzenkultur im Zimmer.
270 Abbildungen zur Erziehung der Blumen- und Stierpflanzen im Zimmer.
Von H. Wahlstedt, Kunsthändler.
Zweite Auflage. Preis 1 Mark. 925
Ersch. in Buchhandlung in Cuxhavenburg.

Vegetarische Schriften
aus F. Scheller's Verlag in Cuxhaven.
Das tägliche Brod, als bestes Mittel zur Erhaltung gesunder und zur Wiedergewinnung gestörter Verdauung. Pr. 1 M. 60.
Diätetisches Leinwandbrot. Ausgewählte Genuß, Denk- und Ausdrucks der berühmten Ärzte, Forscher, Denker, Dichter und Weisen über Speise und Trank. Pr. 1 M. 60.
Reines Vegetarier-Brotbuch. Pr. 1 M.
Mikrobiologisches Kochbuch, nach Hufeland's Grundrissen. Pr. 4 M. 60.
Das Verabreich der Genußmittel, das verloren, und wie es wieder zu gewinnen. Pr. 5 M.
Die naturgemäße Diät, die Diät der Zukunft, nach Erfahrung und Wissenschaft aller Zeiten und Völker. Pr. 3 M.
Die Physiologie der Verdauung und Ernährung, in gesunden und kranken Tagen, mit besonderer Beziehung auf Fleisch- und Pflanzenkost. Pr. 5 M.

Bode & Trone, Hannover,
Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke,
empfehlen:
Diebstahlsichere Kassetten
elegant gearbeitet, blank und polirt, mit Schlüssel.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Länge cm. 14 16 20 24 30 35 40
Breite cm. 10 12 15 18 20 25 30
Höhe cm. 6 8 10 12 14 16 18
Preis M. 9.50 10.50 13.50 15.50 24 32 40
inkl. Versp. in einer Kiste.
Fein lackirt und zum Verschließen auf einem Schlüssel oder in einem Schloß eingerichtet.
Nr. 1 2 3 4 5 6 7
Preis M. 11.50 12.50 15.50 21.50 27.50 35.50 44
740 Preisverzeichn. gratis u. franko.

Raubvögel, Ratten oder sonstiges Gefindel schießt man am besten mit einem Leuchin ohne Knall.
18 Sorten geräuschlose Leuchin von 12 Mark an.
200 Sorten Revolver aller Systeme von 6 Mark an.
Windbüchsen, Luftbüchsen, Bolzenbüchsen zu allen Preisen.
Centralfeuer (Vancaster) Hinterlader von 35 Mark an.
Die große
Jagdgewehr-Ausstellung, circa Tausend
Stück, befindet sich in meinem Waffen-Saal, und habe dazu die ganze 1. Etage meines Hauses eingerichtet und lade die Herren Käufer zur Besichtigung ein. — Meine 44-jährige Reclame ist weltbekannt.
Jede Anfrage wird umgehend beantwortet durch
Hippolit Mehles, Waffenfabrik, Berlin W., Friedrichstr. 159.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auf briefliche alle Arten von Nervenleiden, Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie Schwäche, Rückenmarkleiden, Nervenzerrüttung, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge.

Panzer-Uhrketten,
von echt Gold nicht zu unterscheiden, 5 Jahre schriftliche Garantie.
Herren-Kette 5 Mark.
Damen-Kette 3 Mark.
Stahl 6 Mark.

Garantie-Schein.
Für die heute bei mir gekaufte Panzerkette übernehme ich eine Garantie auf 5 Jahre, d. h. ich nehme diese Kette gegen Zahlung des dafür erlegten Preises zurück, falls dieselbe innerhalb eines Jahres Gebrauches (Schwarz) wird. H. Grünbaum, Berlin C., 34 Jerusalemstr. 910.

PATENT-technisches Bureau
J. Brandt & W. Nawrocki
Civil-Ingenieure, Patent-Anwälte
BERLIN W., Leipziger-Str.

So wunderbar nach dem einstimmigen Zeugnisse A. v. Humboldt's, Tschudi's, Bonpland's etc. die Kräfteleistungen der Coca-kauen Indianer erscheinen, so wirksam bei **Nervenleiden** und **Schwächen** jeder Art sind die Coca-Pillen III der Mohrenapotheke Mainz, pr. Schachtel 3 M., deren nachhaltige Erfolge leider viele Nachahmungen hervorriefen. Zuverlässige Belehrung über Anwendung und Eigenschaften dieser berühmten Pflanze finden Leidende in Prof. Dr. Sampson's Originalschrift **franko** grat.: Stuttgart: Hirschapotheke, München: Rosenapotheke, Leipzig: Engelapotheke, Berlin: Blumen- und Schwanapotheke, Lübeck: Sonnenapotheke, Klagsberg: Becker's priv. Apoth., Wien: Engelapotheke, Bern: Brunner's Apoth. 826

PATENT
Besorgung u. Verwertung
J. Brandt Civil-Ingenieur
Königsgrätz Str. 131 BERLIN W.

= Poudre depilatoire =
Glatte Haare zu entfernen bei Damen, ist giftfrei — unschädlich und regt nicht juckende Haut. A. Port. 2 M. 50 g. franko. Beitrag in Briefmarken einlösend. Auf Verlangen Zusendung in Doppelpack.
Homburg i. Thür. 976
J. Rottmann, Apoth., Chemiste Cosmétique.

Vierwald-
stättersee.
670 m. ü. M.
Kurhaus
BÜRGENSTOCK.
Vollst. Pension
im Juni 5 bis
7 Fr., nachher
von 8 Fr. an.
Detl. Prosp.
Bucher & Bärner.

500 Dutzend
Teppiche in reizenden türkischen, schottischen u. buntfarbigen Mustern, 2 Mt. lang, 160 Ctm. breit, Stück nur 4 1/2 Mt. Bettvorlagen in gleichen passenden Mustern 130 Ctm. lang, 80 Ctm. breit, Paar nur 2 Mt. 50 St. sollen schleunigst anverkauft werden und jede die-
selben gegen Nachnahme. Max Reiss, Freiberg in Sachsen. 971

Erster Heirathsantrag.
Ein Mädchen von 23 Jahren, das noch nie geliebt und an die Eheliche dieser Empfindung überhaupt nicht glaubt, wünscht, da es die Nothwendigkeit äußerer Güter kennen gelernt, durch einen geist- und gemüthvollen Gatten Rang und Reichthum zu erhalten, wogegen es aufrichtige Dankbarkeit und strengste Pfllicht treue verspricht. Grundliche Anträge werden durch die Expedition dieses Blattes sub M. 169 erbeten.

Die Erste Internationale Gummi-Waarenfabrik
von Paris empf. und versendet Kräfte, das Neueste, Feinste u. Billigste, in gross u. en détail. Preisverzeichn. gratis gegen 10 St. Mark.
W. Krahl, Berlin SW., 958
Karlsgartenstr. 22.

Wie beschafft man Patente?
Das Reichspatentgesetz mit Anhang versendet gegen 25 St. Mark.
G. Pittner, Ingenieur u. Patentanwalt, Berlin, Oranienstr. 1. 780

Komplete lange Pfeifen mit Weichseleisen- und Kernspitzen 30 Zoll lang pr. 1/2 Dtl. A. D. 27 Zoll lang 7 M. 4 St. 4 M. 50 g. 100. Britoner A. 4. Beste Preisquelle für Händler. M. Schreiber's Pfeifenfabrik, Riechmündig a. Rd. 973

Für Garten- und Villenbesitzer!
Acclimatsharmonika.
Erst seit schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden, bei starkem Winde weithin hörbar. Originelle Hölzer für Gärten, Anlagen, Parks, Ballone, Terrassen u. für Garten-orchestrationen. Pr. Stück M. 6 — R. 3. 50. Mit ver-
stärktem Ton M. 8 — R. 4. 75. mit vergoldeter Windkappe mehr M. 4 — R. 2. 40.
Edoif Ringer, Reichenberg in Böhmen. 947

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis u. franko.
W. Schiller & Co., Berlin O.
810 Populäres Polytechnikum.

Dänische Briefmarken, nach Preis sortirt, sendet franko, gegen Einsendung von 1—2 Mark in ungebrauchten Marken aller Länder. 968
Fr. West. v. Frost in Kolding, Dänemark.

Neuere Erfindungen
sehr wichtig für Männer jeden Alters. Prospekt versendet gratis, verschlossen, jedoch unentgeltlich.
Generalagent Bujatti in Nürnberg.

Anleitungen, Spezialrezepte in Drogen- u. Maschinenfett, Glanzmittel, Bad, Farnis, Farben, Linen, Wein, Ritz, Gemalt, Seifen, Parfüms, Säuren, Desinfektions- und Konservierungsmittel, Schreibrüst, wech. Genuß graph. u. nach neuester Praxis.
Allgem. „Erwerbs-Katalog“ gratis.
W. Schiller & Co., Berlin O., 815
Populäres Polytechnikum.

Epilepsie (Fallsucht), Krämpfe.
Anweisung zur radikalen Heilung dieser Krankheit versendet franko Dr. phil. Quast, Fabrikbesitzer in Warendorf, Westfalen. Referenzen in allen Ländern.

Klinik, v. Echte fong. Ganz selbst. Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatis-
mus; häufig auch bei Rückenmarkleiden. Dis-
gent: Dr. Rosenfeld in Berlin, Friedrich-
straße 189. Auch brieflich. Heilung gratis.